



Die Tragödie ist vom Tonband, und ins Licht der männlichen Aufklärung schaut Dalia Schaeckers Medea durch die feministische Sonnenbrille im antiken Mantel. Foto Klaus Lefebvre

Es war der Mann und nicht der Mythos

Frauenliebe und -leiden: Tsippi Fleischers „Medea“-Oper und Händels „Lucrezia“-Kantate in der Kölner Halle Kalk

Am Ende ist Medea in der brutalen Gegenwart angekommen. Aus der engen, tiefen Betongrube, in der sie haust, rast, tobt, schreit, singt und leidet, klettert sie hinaus, steigt empor in die Zuschauerränge, in der Hand ein weißes Tuch, aus der sie behutsam eine kleine Bombe herausfaltet und die Zündung aktiviert. Dann ein dröhnender Knall, das Licht erlischt, Feuer bricht aus, überall züngelnde Flammen. Medea, die antike Giftmischerin und Kindsmörderin, muß jetzt auch noch Karriere als Selbstmordattentäterin machen. Weg mit den alten Korinthern, weg mit den arroganten, überheblichen Männern überhaupt. Wer nicht auf Frauen hören will, muß fühlen. Emanzipation durch Bomben.

Auf diese Weise sichert sich die deutsche Erstaufführung von Tsippi Fleischers „Medea“ in der Halle Kalk, der alternativen Spielstätte der Kölner Oper, ein schreckvolles Finale, denn wer weiß schon so sicher, ob die Unruhe der Welt nicht eines Tages auch in unseren Theatern aus dem Spiel in Realität umschlagen könnte. Bis ins Moskauer Musicaltheater und in die Madrider Stadtbahn sind Terroristen immerhin schon vorgedrungen.

Nun war es sicher nicht die Absicht der israelischen Komponistin Tsippi Fleischer, mit ihrer „Medea“-Oper eine Art Handbuch für Stadtguerilla zu verfertigen. Ihre knapp einstündige Kammeroper hätte auch

Rolf Liebermanns Operntitel tragen können: „Freispruch für Medea“. Auch Tsippi Fleischer plädiert für eine veränderte Sicht auf die alte Figur, für ein Zurück auf die geschichtliche Wirklichkeit. Unser tradiertes Medea-Bild ist seit Euripides eher negativ besetzt. Daß eine Frau sich am treulosen Ehemann und dessen neuer Geliebter rächt, findet noch Verständnis, doch die Tötung der eigenen Kinder, nur um den Vater zu treffen, steigt über das normale menschliche Begreifen hinaus.

Dabei handelt es sich bei der Kindsmörderin Medea um eine Erfindung des Euripides, angeblich hatten ihn die eigentlichen Täter, die Korinther, bestochen, auf diese Weise von ihrer Schuld abzulenken. Der Tendenz, Medea freizusprechen, folgt auch Tsippi Fleischer. In ihrer Kammeroper reflektiert Medea in der Form eines großen inneren Monologs noch einmal die Vorgänge: ihre Herkunft, die Begegnung mit Jason, die Heirat, Jasons Untreue (ein fiktiver Dialog mit Jason gewinnt fast melodramatische Intensität), der Giftanschlag auf Glauke und Kreon, schließlich die verzweifelte Suche nach den beiden Kindern.

Tsippi Fleischer greift hier auf den ursprünglichen Mythos zurück, in dem es Korinther waren, die Medea und Jasons Kinder umbrachten – aus Rache für Medea Mord an Glauke und König Kreon. Das Plädoyer Tsippi Fleischer und ihrer Libretti-

stin Rivka Kashtan für Medea entspringt bei allem weniger gängigen feministischen Bedürfnissen als dem Gefühl nach historischer Gerechtigkeit. Über lange Strecken wird der Text gesprochen, die Musik setzt dazu markante Akzente, wobei auch die Cellistin, die ausgezeichnete Linda Mantcheva, als Sprecherin eingesetzt wird.

Das Ensemble aus Klarinette, Altsaxophon, Flöte, Violoncello und Percussion, von Jens Bingert am Cembalo umsichtig geleitet, findet in der Begleitung der Medea-Singdarstellerin Dalia Schaeckers, die sowohl als Sängerin wie auch als Sprecherin mit reichen Ausdrucksnuancen und eindringlichem mimischem und gestischem Spiel beeindruckt, zu klangfarbreichen, plastisch formulierten Figuren, die über die bloße Illustrierung hinausgehen, vielmehr sprechenden Gestus gewinnen. Aus dem Monolog der Solistin wird so ein Dialogisieren zwischen ihr und den Instrumenten. Eine fein ausgehörte, durchsichtige Partitur, die der Singstimme auch nicht den großen, dramatischen Ausbruch, den wilden, verzweifelten Schrei verweigert.

Auf der Suche nach einer Komplettierung der „Medea“-Oper entdeckten der Regisseur Uwe Hergenröder und sein Bühnenbildner Ulrich Schulz die Solo-Kantate „La Lucrezia“ von Georg Friedrich Händel: Wo Medea gleichsam explodiert, da implodiert Lucrezia als Reaktion auf ihre er-

niedrigende Vergewaltigung durch die Männer: Sie tötet sich selbst, um ihre Ehre zu retten. Doch bleibt ihre Tat nicht ohne Folgen. Am Ende der folgenden Konflikte steht die Errichtung der Republik Rom. In Händels „Lucrezia“-Musik findet sich ein starker szenischer Gestus, auch eine klangliche Differenzierung, die einen feinen psychologisierenden Ausdruck evoziert. Dalia Schaeckers Mezzosopran war auch hier das adäquate „Instrument“, um diese Vorzüge der Kantate in helles Licht zu rücken.

Die Inszenierung fand für beide Werke eine überzeugende, einheitliche Raumgestaltung. Ein hohes Podest für die Händel-Kantate, auf der Sängerin und Instrumentalisten eine gehobene Position einnahmen. Die hohe Frau Lucrezia sozusagen auch auf dem hohen Sockel. Medea, die Erniedrigte, dagegen in einer Betongrube mit Gitterrostboden – eine Schwester der ebenso erniedrigten Elektra.

Zwischen den beiden Spielorten aber sprangen mehrfach drei Akteure auf, ein grotesker, spukhafter Chor der Männerwelt, Bürger Korinths und unserer Zeit, die Frauen verhöhnend und Medea als Ausländerin beschimpfend: auf griechisch, Medea aber hockt im langen grauen Mantel in ihrer Grube und lauscht den Stimmen ihrer Kinder auf einem Tonband, bis deren helles Lachen erstickt: Wer hat sie getötet? Die Antwort bleibt offen. GERHARD ROHDE

Ein fester Baum

Leseblüten: Zur Eröffnung des Goethe-Instituts in Ljubljana

LJUBLJANA, im April

Der zweifach gängige Name der Stadt – Ljubljana oder Laibach – zeugt von der Wechselhaftigkeit, der die Beziehungen zwischen dem deutschsprachigen und dem slowenischsprachigen Raum in den vergangenen Jahrhunderten unterworfen waren. Schon die Vorstellung von einer exakten Grenze zwischen beiden Räumen gehört in das Reich der Fiktionen. Um bei den einfachsten Dingen anzufangen: Es gibt nur wenige slawische Dialekte, die so viele deutsche Lehnwörter enthalten wie der von Ljubljana. „Spacirati“ nennt der Laibacher das, was er tut, wenn er einen Bummel durch den Tivoli-Park macht, einen in mancherlei Hinsicht an den Wiener Prater erinnernden öffentlichen Garten in der Nähe des Regierungsviertels.

Laibach war das kulturelle Zentrum des habsburgischen Herzogtums Krain; die Oberschicht und die Intelligenz, aber auch viele Arbeiter und Bedienstete waren zweisprachig. France Prešeren, der romantische Dichter und Zeitgenosse Goethes, schrieb einen großen Teil seiner Korrespondenz und viele seiner Werke in deutscher Sprache. Das Slowenische galt damals noch als Bauern- und Gouvernementsprache.

Erst in der Zwischenkriegszeit, als Slowenien zum ersten, monarchischen Jugoslawien gehörte, fand die slowenische Kultur mit der Gründung einer Universität und einer Akademie der Wissenschaften ihre vollen Entfaltungsmöglichkeiten. Trotzdem kam der deutschen Sprache weiterhin eine Sonderrolle zu. Die inzwischen längst durch ein EDV-System ersetzten Zettelkataloge der von Jože Plecnik erbauten National- und Universitätsbibliothek enthielten etwa zu einem Drittel deutsche Literatur, die beiden restlichen Drittel entfielen auf die südslawischen Idiome und alle übrigen Sprachen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich das Deutsche als erste Fremdsprache der Gebildeten in Slowenien nicht lange halten können. Keine geringe Mitschuld trägt daran die NS-Besatzungspolitik, die die Slowenen erst im Nordteil, seit 1943 dann im ganzen Land mit Zwangseindeutschungen und Deportationen drangsalierte. Belastend wirkten sich auch die Nachkriegsabrückungen aus; die titostischen Partisanen nahmen im Frühjahr 1945 an den in Slowenien verbliebenen Deutschen und Österreichern bittere Rache.

Der Neubeginn nach dem Krieg war für beide Seiten schwer. In den fünfziger und sechziger Jahren, als in Slowenien das Englische beliebter wurde, verfocht Bonn die Hallstein-Doktrin und brach die diplomatischen Beziehungen zu Jugoslawien ab. Für den deutschen Massentourismus war Slowenien ohnehin nur ein Transitland auf dem Weg zu den dalmatinischen Inseln und Stränden. Enger blieben die Kontakte zwischen Ljubljana und den österreichischen Nachbarn; die deutschen Übersetzungen vieler slowenischer Bücher erschienen in Wien oder Klagenfurt.

Manches hat sich seit der frühen Anerkennung einer slowenischen Eigenstaatlichkeit durch die Kohl-Genscher-Regierung geändert. Seit Anfang 1992 bestehen zwischen beiden Ländern diplomatische Beziehungen. Mit einigen Jahren Verspätung wurden auch die kulturellen Kontakte intensiviert. Dabei waren die Anfänge des Goethe-Instituts in Slowenien sehr bescheiden: Im sozialistischen Jugoslawien und während der balkanischen Kriege wurde Ljubljana durch das Institut in Zagreb mitbetreut. Erst 1995 entstand ein deutscher Lesesaal mit einem vorerst noch schmalen Angebot an Literatur, Videobändern, CDs, Zeitungen und Zeitschriften. In einem Hochhaus des aus den siebziger Jahren stammenden Regierungsviertels untergebracht, wurde der jetzt in das neue Institut eingegliederte Lesesaal rasch zur Anlaufstelle für slowenische Studentinnen und Studenten. Das Germanistische Institut der Universität vergibt pro Jahr etwa 110 Studienplätze, noch zu wenig, wenn man an die Bedeutung der beiden deutschsprachigen Nachbarländer für Slowenien denkt. Auch zeichnen sich die Studiengänge durch einen Vorrang der Linguistik gegenüber den Literaturwissenschaften aus. Eingeschrieben haben sich vor allem slowenische Studierende, aber auch solche aus früheren jugoslawischen Teilrepubliken wie Kroatien und Bosnien-Herzegowina.

Keine großen Hindernisse scheinen auf slowenischer Seite dem Studienaustausch entgegenzustehen. Immerhin können die Schüler an sieben Gymnasien im Land ein deutsches Sprachdiplom erwerben, das ihnen den direkten Zugang zum Studium an Hochschulen nördlich der Alpen erlaubt. Das Goethe-Institut wird hier mit seinen Sprachkursen und einem in Projektform gestalteten Kulturprogramm förderlich wirken. Die Gründung des Instituts von Ljubljana in den neuen Räumen an der Tivolistraße erfolgt unter dem Leitgedanken „Vermitteln – Verbinden – Gemeinsam gestalten“. Deutsche Gegenwartsliteratur soll in der Laibacher Burg hoch über der Stadt vorgestellt werden. Im Stadtzentrum wiederum werden die Goethe-Initiatoren einen Literaturbaum errichten, der mit kleinen Gedichten, Essays und Kurzgeschichten behängt sein wird. Die Passanten sollen neugierig gemacht, zum Lesen und zum Schreiben angeregt werden.

Später kann der Literaturbaum an Schulen ausgeliehen werden, während die Texte von Laien und Literaten gemeinsam in einer Anthologie erscheinen sollen. In einem Land, in dem die Menschen sehr unterschiedliche Erfahrungen mit Deutschen gemacht haben, darf man auf das Ergebnis gespannt sein. Bleibt am Ende die Hoffnung, daß der Literaturbaum im Stadtzentrum reife Früchte tragen und daß die Arbeit der Institutsgründer dem deutsch-slowenischen Kulturaustausch zu den entscheidenden Impulsen verhelfen wird. ROLF WÖRSDÖRFER

Wie bekomme ich einen gerechten Spaten?

Luther schätzte das Bewährte, doch man begrub ihn als Revolutionär: Eine Tagung in Erlangen zur Archäologie der Reformation

Gibt es in Deutschland ein Zeitalter, das mehr Mythen und Legenden erzeugt hat als die um Luther zentrierte Reformation? Eingebrennt im deutschen kollektiven Bewußtsein, scheint diese Epoche gegen jede Relativierung immun zu sein. Unter bestimmten Bedingungen aber – wenn man sich europäischen Einflüssen öffnet und sich auf die Aussagekraft von Dingen konzentriert – kann es gelingen, die Wunschbilder und Verzerrungen im Blick auf die Reformation zu demontieren.

Diesen vielversprechenden Zugang eröffnete eine internationale Tagung mit dem Thema „Archäologie der Reformation“ unter Federführung von David Gaimster (London), Jörn Staacker (Lund) und Barbara Schölkman (Tübingen), die vom Lehrstuhl für Christliche Archäologie und Kunstgeschichte der Universität Erlangen ausgerichtet wurde. Die Teilnehmer aus Schweden, England, Finnland, der Schweiz und Deutschland betrieben einmal nicht Schriftexegese, sondern sprachen über Krüge, Andachtsbilder, Medaillen oder Münzen sowie Einrichtungsgegenstände, um so das Spezifische der Reformation herauszufiltern.

Eine Archäologie der Reformation kann plastisch vor Augen führen, daß sich konfessionelle Identität nicht nur in theologischen Diskursen und individuellen Glaubenskämpfen manifestierte, sondern ebenso auf die breitenwirksame Vermittlungsleistung von traditionsbildenden Stätten und Dingen angewiesen blieb. Ohne eine enge Zusammenarbeit zwischen Theologie und Kulturwissenschaft bekommt man derartige Phänomene nicht in den Griff. In Deutschland besteht in dieser Beziehung noch ein wenig Nachholbedarf. Jedenfalls gingen von Schweden und England die Impulse aus, die Refor-

mation endlich einmal aus der Perspektive der Dinge zu betrachten. Die kürzlich aufgefundenen auratischen Essensreste aus einer Müllgrube in Eisleben, mit denen angeblich festgestellt werden konnte, was in Luthers Elternhaus gegessen wurde, ändern nichts an der Lückenhaftigkeit des archäologischen Wissens zur Reformationszeit, gerade im deutschsprachigen Raum. Das vermeintliche Schriftereignis „Reformation“ befand sich hier lange Zeit in einem toten Winkel, weitgehend unbeachtet von der Archäologie des Mittelalters und der Archäologie der Neuzeit.

Dabei hat es von Anfang an auch eine sinnliche Wirkungsgeschichte Luthers und seiner Reformation gegeben, die in Immobilien, Dingen und Bildern ihren Ausdruck fand. Schon Luther selbst war diese Mentalität nicht fremd gewesen. Im März 1532 hatte er sich über Festungsbauarbeiten an seinem Wohnhaus beklagt, die sein klösterliches Turmzimmer gefährdeten, und damit ein frühzeitiges Denkmalsbewußtsein kundgetan, das von einer historischen Zäsur geprägt war: „Lebe ich noch ein Jahr, so muß mein armes Stüblin hinweg, daraus ich doch das bapstumb gesturmet habe propter quam causam dignum esset perpetua memoria.“ Bei der im Jahre 1655 erstmals mit „museum lutheri“ etikettierten Lutherstube in Wittenberg, wo, an hölzerne Wände projiziert, die Glaubensbotschaft wie musealisiert und verdinglicht erschien, bleibt der Kontrast zum Selbstverständnis des reformatorischen Erbes bis heute evident.

Werden die Dinge ernst genommen, gewinnt die Reformationszeit nicht nur an Plastizität, zudem weicht ihr meist apriori behaupteter zäsuraler Charakter mehr einer spezifischen, von Einzelfall zu Einzelfall neu zu bestimmenden Gemengelage

von Faktoren der Beharrung und des Wandels. So sind Kanzeln, Emporen und Epitaphien schon in spätmittelalterlichen Kirchenräumen nachweisbar. Auch die Auslagerung der Friedhöfe vom Kirchenterrain, die von der Reformation allenfalls befördert sein mag, begann aus hygienischen Motiven schon im fünfzehnten Jahrhundert.

Zum Untersuchungsfeld einer Archäologie der Reformation gehören auch unscheinbarere Partikel, wie beschriebene Wände in Patrizierwohnungen oder Kacheln von Keramiköfen, die besondere Bildbotschaften transportierten. Schriftmalereien an den Wänden finden sich oft weniger in der Stube, sondern im Flur, sozusagen im repräsentativen Transitraum der Wohnung, was anzeigt, daß das Private in der frühen Neuzeit nicht so abgeschlossen war und stets von einer semi-öffentlichen Dimension begleitet war. In England fanden sogar Aktionen gegen Texte statt, wenn Patrizier den Beamten der Visitation zuvorkamen und Formeln, wie „orate pro anime“, von Grabesstellen ausradierten und sie durch biographische Erzählungen ersetzten. Nicht zuletzt durch vorausseilenden Gehorsam konnte sich also eine retrospektive Erinnerung entfalten, in deren Zentrum Tugenden standen, die sich nun auf die häusliche Sphäre bezogen, während man in vorreformatorischer Zeit visionärer eingestellt war und sich auf die verstorbene Seele im Jenseits bezog.

Während mit diesen Textikonographien das gebildete Publikum angesprochen wurde, boten Pfeifenfontänen über Kaminen den illiteraten Bevölkerungsgruppen die Möglichkeit, reformatorische Glaubensinhalte zu rezipieren. Gerade wenn es um das Sujet der biblischen Heilsgeschichte

geht, zeigt sich, daß von einer Bilderfendlichkeit des Protestantismus keineswegs gesprochen werden kann. Friedhofsmauern trugen Fresken mit Motiven aus der Bibel. Das Bildprogramm der Kachelöfen schöpfte nicht nur aus dem Alten oder Neuen Testament, sondern auch aus Identitäten politischer Repräsentation. Besonders beliebt war das Bild des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, Anführer des Schmalkaldischen Bundes, der sich im Jahre 1547 in der Schlacht bei Mühlberg Kaiser Karl V. geschlagen geben mußte und dessen Porträt sogar auf einem Kachelofen im Renaissanceschloß des finnischen Turku nachweisbar ist. Auf der anderen Seite sind in lutherischen Kirchen Finnlands zahlreiche mittelalterliche Retabeln bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein zu belegen.

Überhaupt wurde an den Vorträgen deutlich, daß in Skandinavien unbefangener mit protestantischer Symbolik umgegangen wurde. Hier konnten sich Bildthemen entfalten, die in Deutschland undenkbar gewesen wären. So präsentiert sich in Schweden eine Kanzel mit den Porträts von Luther und Melanchthon auf der einen und den Habsburgern Karl V. und Ferdinand I. auf der anderen Seite. In kleinräumigen Territorialstrukturen des Heiligen Römischen Reiches oder in Schweizer Kantonen bestand dagegen das Bedürfnis, sich konfessionell für alle sichtbar voneinander abzugrenzen.

Spätestens mit dieser Tagung, der eine weitere in Lund folgen soll, hat sich ein weit über die archäologische Spezialdisziplin hinausgehendes Forum konstituiert, das Reformationsgeschichte in bester angelsächsischer Wissenschaftstradition als „popular study“ betreibt, also konkret und anschaulich im Verbund zahlreicher Nachbardisziplinen. STEFAN LAUBE



General Idea. Baby makes 3. 1984.

Photographie

Auktion am 8. Mai

Vorbesichtigung: 30. April – 7. Mai

LEMPERTZ

gegründet 1845

Neumarkt 3 · 50667 Köln · Tel. 0221 / 92 57 29 0 · Fax -6
www.Lempertz.com

Kleine Meldungen

„Skandinavische Filmtage“, verantwortet von der Abteilung für Skandinavistik der Universität in Zusammenarbeit mit der Kinemathek und dem Dänischen Kulturinstitut, finden von morgen bis zum 25. April zum fünften Mal in Bonn statt. Auf dem Programm stehen neun Produktionen aus Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland und Island, die in den Jahren 2002 und 2003 entstanden sind. aro.

Thorsten Schilling, Intendant des im Insolvenzverfahren befindlichen Jungen Theaters Göttingen, wird das Haus verlassen. Er stehe für eine weitere Spielzeit nicht zur Verfügung, verkündete der Einundvierzigjährige. Er sehe keine Chance, sein Sanierungskonzept für das Theater durchzusetzen. Schilling wollte zur Kostensenkung die Zahl der festen Mitarbeiter halbieren und verstärkt Gastspiel-Ensembles verpflichten. dpa

Der Bildhauer Ansgar Nierhoff erhält in diesem Jahr den mit 10 000 Euro dotierten Kunstpreis Rheinland-Pfalz. Damit wird der in Köln lebende und an der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität lehrende Künstler mit der höchsten Auszeichnung des Bundeslandes für Kulturschaffende ausgezeichnet. Förderpreise gehen an die Künstler Paloma Varga-Weisz und Jan Leven. dpa

Das Museum Alexander König in Bonn erhält einen Erweiterungsbau, der den Namen des vor zwei Monaten verstorbenen Direktors des Instituts, Clas M. Naumann, tragen wird. Der 5,9 Millionen Euro teure Gebäudekubus, in dem auf knapp eintaufendfünfhundert Quadratmetern die Sammlungen für Entomologie (Insektenkunde), Arbeitsräume sowie eine Bibliothek untergebracht werden, soll im Herbst 2006 bezugsfertig sein. aro.